

Unser Mann in New York

Der Fotograf Martin Schoeller wurde dafür bekannt, dass prominente Amerikaner ihm bei seinen Aufnahmen fast alles erlauben. Jetzt sind seine Bilder in Berlin zu sehen

VON ANDRIAN KREYE

Kaum einer Sorte Bilder sieht man die Wirkung ihres Schöpfers so deutlich an wie Porträtfotografien. Blättert man sich durch den neuen Band von Martin Schoeller, stellen sich da schon ein paar Fragen. Wie er den Regisseur Quentin Tarantino in eine Zwangsjacke stecken konnte. Wie er Udo Lindenberg dazu brachte, mit einer Pickelhaube auf dem Tisch zu tanzen. Oder den Skateboard-Weltmeister Tony Hawk, eine Pirouette auf seinem Küchenbuffet zu drehen.

Vielleicht sollte man kurz in die Anfangsjahre dieses deutschen Fotografen in New York zurückgehen. Fast zwanzig Jahre ist es her, als Martin Schoeller eine Langzeitreportage über die *Detectives* der Polizei im Großstadtkrisenherd Newark, New Jersey, fotografierte. Er war damals noch als Assistent von Annie Leibovitz bekannt. Den Polizisten sagte das wenig. Aber es dauerte nicht lange, da hatten sie den Deutschen mit den blonden Dreadlocks so fest in ihre Gemeinschaft aufgenommen, dass er mit ihnen bei Verfolgungsjagden auf der Rückbank sitzen durfte, mit ihnen lange Pizzanächte auf den nächsten Einsatz wartete und schließlich sogar zur Weihnachtsfeier der Mordkommission eingeladen war. Eine beachtliche Leistung, wenn man weiß, dass amerikanische Polizisten zum misstrauischsten Menschenschlag der Welt gehören.

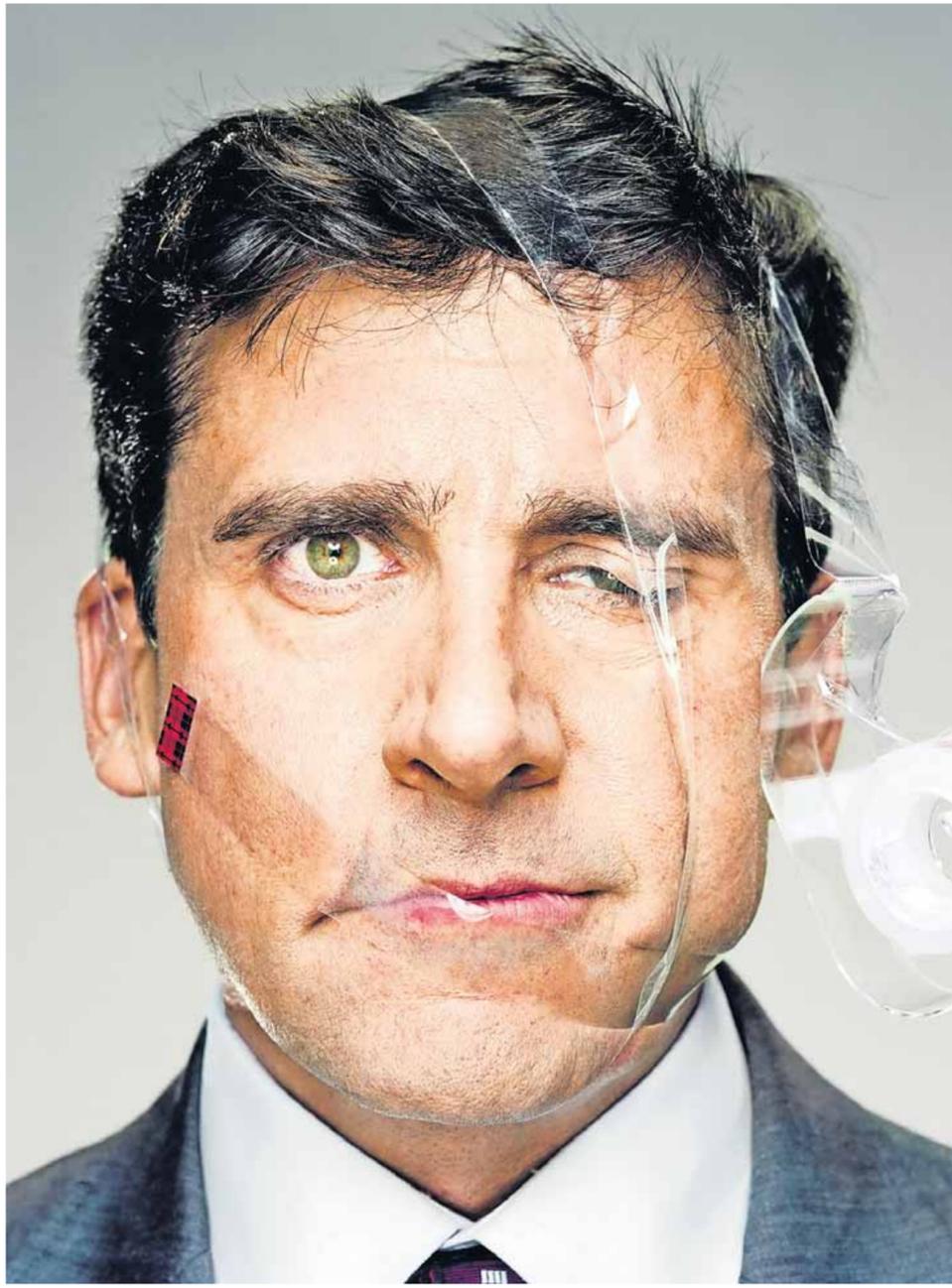


Martin Schoeller wurde 1968 in München geboren und ging 1993 nach New York. Dort kürte ihn der *New Yorker* zum Nachfolger von Richard Avedon. Bekannt wurde er vor allem durch seine frontalen Porträts Prominenter. FOTO: KATHY RYAN

Diese enorme Vertrauensbasis, die Schoeller innerhalb kürzester Zeit schafft, ist der Kern seiner Arbeit. Und nur wegen ihr konnte er sein Markenzeichen entwickeln, diese Nahaufnahmen, bei denen das Strahlen einer Lichtkammer die Augen seiner Objekte zum Leuchten bringt und jede noch so kleine Furche im Gesicht zur Zeichnung macht.

Sitzt man selbst in seiner selbst konstruierten Box aus Leuchtstoffröhren und Lampen, die er am Rande seiner großen Sets stets aufbaut, taucht man in ein ungewöhnliches Bad aus Licht. Es hat etwas Psychedelisches, wenn man dann umhüllt vom Leuchten und Strahlen in sein Objektiv blickt. Musik läuft, man kommt ins Plaudern, bemerkt kaum, wie sich die Kamera immer näher an einen heranarbeitet, wie der Verschluss ein ums andere Mal jede noch so kleine Nuance einfängt, die sich auf Gesicht, Haar und Augen findet. Unsicherheiten haben da keinen Raum.

Was als Nebenlinie seiner großen Aufträge begann, wurde bald zum neuen Standard der amerikanischen Porträtfotografie. Die Zeitschrift *New Yorker* erkannte in ihm bald die Größe und kürte ihn zum Nachfolger von Richard Avedon. Müßig, jetzt die Liste der Menschen anzuführen, die sich auf seine Ideen einließen, die bei Barack Obama anfängt und bei Ureinwohnern im Amazonas-Dschungel endet.



Volles Vertrauen in den Fotografen: Der Schauspieler Steve Carell in Martin Schoellers Porträtbox. FOTO: MARTIN SCHOELLER

In Deutschland kennt man ihn noch kaum. Dabei ist man doch eigentlich immer so stolz, wenn es jemand aus der Heimat in Amerika in die allererste Reihe geschafft hat. Hollywood-Feuerwerker Roland Emmerich zum Beispiel, Basketball-Wunderwaffe Dirk Nowitzki oder die Fernsehformat-Königin Heidi Klum. Für die Amerikaner gehört Schoeller schon länger in diese Reihe der A-Liga-Germans.

Eine umfangreiche Retrospektive seiner Porträts ist nun in der Berliner CWC Gallery zu sehen. Da hängen bis zum Febru-

ar die opulenten Inszenierungen neben den leuchtenden Köpfen. Und es sind immer so stolz, wenn es jemand aus der Heimat in Amerika in die allererste Reihe geschafft hat. Hollywood-Feuerwerker Roland Emmerich zum Beispiel, Basketball-Wunderwaffe Dirk Nowitzki oder die Fernsehformat-Königin Heidi Klum. Für die Amerikaner gehört Schoeller schon länger in diese Reihe der A-Liga-Germans.

Da es sich wahrscheinlich gerade um Schauspieler, die verstehen, warum sie da keine Angst haben müssen, dass er sie bloß-

stellt. Sie müssen sich ja von Berufs wegen darauf verlassen, dass jemand mit der Kamera dafür sorgt, dass sie strahlen, wirken und brillieren. Auch wenn er ihnen das Gesicht mit Tesafilm zur Fratze verklebt und sie dann in ein Lichtbad taucht.

Martin Schoeller „Portraits“, bis zum 28. 2. 2015 in der CWC Gallery, Auguststraße 11-13, Berlin, Di-Sa 11:00-19:00 Uhr. Info: camerawork.de. Gleichnamiges Buch: te Neues Verlag, Kempen, 2014. 280 Seiten, 98,00 Euro.

Witz als Waffe

Darf man über Hitler lachen? Eine Tagung am Münchner Institut für Zeitgeschichte

Kurz bevor sich der österreichische Schriftsteller Ernst Weiß 1940 im Pariser Hotel Trianon in der Rue de Vaugirard die Pulsadern aufschneidet, hatte er ein Manuskript beendet, das er mit dem Titel „Der Augenzeuge“ versah und zu seinen Papieren legte. Es ist ein großartiger Roman geworden, die Geschichte eines jungen Arztes, der im Ersten Weltkrieg einen etwa gleichaltrigen Hysteriker namens A.H. kennenlernt und ihn von seiner Blindheit heilt, die eine Folge seiner heillosen Überspanntheit ist. In dem Buch steht der Satz: „Ich musste diesen Mann, der bei aller seiner Nüchternheit beim Wein in seinem Größenwahn ein hemmungsloser Phantast war, mit der Phantasie fassen.“

Alles, was wir über Hitler wissen, alles

HEUTE

Feuilleton

Er war einer der scharfsinnigsten Geister Hollywoods – zum Tod von Mike Nichols 12

Literatur

Das Goethe-Buch des Jahres: Michael Jaeger über „Faust“ als Vorschein der Katastrophen 14

Wissen

Was weiß die Physik inzwischen über das 2012 entdeckte Higgs-Teilchen? 16

> www.sz.de/kultur

© Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

was wir – auch heute noch – mit Hitler anstellen und er mit uns, es steckt in diesen Worten: die Enthaltsamkeit als Befehrsstimulanz eines Mannes, der sich in seinen Phantasmagorien die Brandsätze zurechtbastelt, die er später in die Welt schleudern wird; die Assoziationen, die wir jenseits der historischen Wahrheit bemühen, um diese immer noch unbeseigte Schreckensgestalt zu bannen. Mit Verachtung, Ekel, aber auch mit den Mitteln der Satire, der Albernheit und der Überzeichnung – als müssten wir seine Monstrosität zusätzlich dehnen, um besser mit ihm leben zu können.

Die Figur Hitler führt seit je ein zweites Leben als Artefakt, als ikonografisches Muster des Diktators und Weltenbrandstifters schlechthin – Chaplin machte ihn im „Großen Diktator“ lächerlich, kurz davor zerschoss Ernst Lubitsch den Führerzauber in „Sein oder Nichtsein“. Die Frage, ob man über Hitler lachen dürfe, war damals noch eine, die über Tod und Leben entschied, weil der Spott ja einen direkten Adressaten hatte: Hitler selbst.

Zuvor „verfolgt, vertrieben, verlacht“, brüllt er im Münchner Hofkeller 1942, er glaube nicht, dass diejenigen, die früher über ihn gelacht haben, heute auch noch über ihn lachen würden. Die Antwort war das infernalische Gelächter eines Publikums, das genau wusste, wo sich die Lachenden von damals nun befanden: in den Konzentrationslagern der SS.

Hitler und das Lachen, das Lachen über ihn – im Münchner Institut für Zeitgeschichte gab es dazu einen erhellenden Vortragstag. Und wie immer bei wissenschaftlichen Hilfsleistungen, bleibt die Frage, ob das Gelächter über den Führer moralisch vertretbar sei, offen. Martina Kessel, die Bielefelder Zeitgeschichtlerin, sieht im jah-

relangen Aufstieg der Nationalsozialisten eine „Geschichte der Beschämten“. Und dass Hitler selbst das Lachen als quälenden Soundtrack seiner Leidens- und Kampfsjahre empfunden haben muss, mag erklären, warum er Goebbels schon bald nach der Machtübernahme angehalten hat, möglichst umgehend das „Kabarett der Komiker“ zu verbieten und die nicht konforme Komik durch seine ganz eigene Art von Satire ersetzen zu lassen – das ruchlose Simplizissimus-Pendant „Die Brennessel“ mit antisemitischen Zeichnungen und Texten.

Aber je mächtiger die Wahnidee von der Einheit der Arier wurde, desto weniger benötigte die Propaganda den Witz als Waffe. Die Nationalsozialisten wollten ihre Gegner vernichten und fanden dafür sehr bald wirksamere Mittel als den Spott.

Siebzig Jahre nach seinem Tod stolpert Hitler noch immer knödelnd durch die Humorwelten

Nun ist Hitler seit bald siebzig Jahren tot und stolpert immer noch knödelnd und kreischend durch unsere Witzwelten. Warum eigentlich, oder besser gefragt: wozu? Ihn selber trifft es nicht mehr, und seine aktuelle Anhängerschaft dürfte eher selten Kenntnis von satirischen Volten wie Dany Levys „Mein Führer“ oder Timur Vermes' Wiedergänger-Roman „Er ist wieder da“ erlangen. Es gibt den brennenden Wunsch vieler deutscher Humorarbeiter, Adolf Hitler in seiner angeblichen Banalität zu zeigen, und da möchte man zumindest nachfragen, ob ein Mann, der sechs Millionen Juden ermordet hat und zumindest darangegangen ist, die Welt anzuzünden, wirklich mit dem Begriff der Banalität abzufür-

tigen sei. Der Historiker Axel Drecoll fand dafür die handhabbare Formel: Die Banalität Hitlers und seine Qualifizierung als „absolute Null bergen nicht mehr Erklärungspotential als der Dämon Hitler.“ Drecoll hat viel mit Lehramtsstudenten und Schülern zu tun; ihnen legte er Hitler-Karikaturen des Zeichners Achim Lenz vor. Die meisten konnten mit dem Begriff „entartet“ nichts anfangen und vermochten zwar Hitler selbst, dessen prominenteste Mitarbeiter jedoch – Hess, Goebbels, Göring – nicht zu identifizieren. Ernst Weiss' Roman „Der Augenzeuge“ ging übrigens mit den anderen Manuskripten des Autors verloren und wurde erst 1963 aufgelegt, weil in einem amerikanischen Verlag eine Kopie des Textes gefunden wurde. Wenige Jahre später veröffentlichte Otto Basil seine Persiflage „Wenn das der Führer wüsste“, ein Vorläufer von „Er ist wieder da“. Hitler hat auch hier überlebt und verwaltet die Relikte seines Rassenwahns in naturkundlichen Museen. Die parallelogeschichtliche Konstruktion, Hitler habe das, was er angestrichelt hat, lebend überstanden, ist für satirische Hitler-Phantasten bis heute die beliebteste Spielart. Mag sein, dass der Gedanke dahinter steht, man würde es ihm heute so richtig zeigen, denn wir wissen ja, was das für ein Hanswurst war.

Übrigens ein schöner Beleg für mangelnde Geschichts- und Medienkompetenz, die es zu Hitlers Zeiten auch gab und über die Stefan Zweig in „Die Welt von Gestern“ schrieb: „Die wenigen unter den Schriftstellern, die sich wirklich Mühe genommen hatten, Hitlers Buch zu lesen, spotteten, anstatt sich mit seinem Programm zu befassen, über die Schwulstigkeit seiner Prosa.“ Mit Gelächter kann man keine Katastrophen aufhalten. HILMAR KLUTE

Der Außenseiter im Amt

Endlich Neuanfang in Rumänien. Von Norman Manea

Fünfundzwanzig Jahre nach der rumänischen Revolution von 1989 erreicht uns eine neue Schreckensnachricht aus Bukarest. Seinerzeit kam es zu der brutalen Konfrontation, als schon niemand mehr hoffte, dass Rumänien je erwachen würde. Nun ist es eine friedliche Revolte, die den selben explosiven Effekt hat. Auf den Wandel, der 1989 proklamiert worden war, folgte eine höchst zweideutige und langsame Evolution, behaftet mit zu vielen Unzulänglichkeiten und zweifelhaften Seilschaften, mit zu vielen Erinnerungen an die Vergangenheit. Ein neues Fragezeichen steht nun direkt neben dem Ausrufezeichen eines möglicherweise wiederbelebten Neuanfangs.

Die Ergebnisse der rumänischen Präsidentschaftswahlen haben sich als große, positive Überraschung erwiesen. Nach einer extrem unappetitlichen Kampagne und Manipulationen zuhauf schien der Sieg des sozialdemokratischen Kandidaten, des amtierenden Ministerpräsidenten Victor Ponta, schon so gut wie sicher. Ponta hatte einen Vorsprung von rund zehn Prozent gegenüber seinem Rivalen eingefahren und einen riesigen politischen Apparat für seine Zwecke in Bewegung gesetzt. Der neue sogenannte „Sozialist“ besaß die offizielle Unterstützung der orthodoxen Kirche (!) und die Ergebnisse lokaler Barone in der Verwaltung. Sie alle hatte er hinter sich gebracht – für seine machthabende Partei und ihren Führer, den überaus angesehenen Repräsentanten eines hinterhältigen, selbstsüchtigen, sehr provinziellen und mittelmäßigen Apparats.

Wie dem auch sei, der Name des neuen Präsidenten lautet Klaus Johannis. Und das ist ein echtes Ereignis für die Gegenwart und eine Herausforderung angesichts der Geschichte des Landes.

Mehrere Faktoren mögen dieses erstaunliche Wahl-Ergebnis erklären. Die harten Maßnahmen, mit denen Auslandsrumänen an der Wahl gehindert werden sollten, gefolgt von Protesten aus Paris, London, Rom, Brüssel und anderen europäischen Städten, hatten einen großen Einfluss auf die Wähler, die der andauernden Demagogie der allgegenwärtigen Propaganda ohnehin müde waren. Sogar die üblichen Slogans mit ihrem nationalistischen Touch („Sei stolz, ein Rumäne zu sein!“) wirkten nicht mehr. Und die Gesetzgebungsprojekte der Regierung, Urteile gegen Parlamentarier und einige große Stars der rumänischen Finanzelite, die wegen Korruption (einige bereits in Haft) verurteilt worden waren, zurückzunehmen, offenbarte die Komplizenschaft zwischen den dunklen Mächten hinter den Kulissen und den Agierenden im Rampenlicht.

Es sollte hier auch der Hungerstreik des Expat-Ingenieurs Andrei Ursu erwähnt werden, der aus Amerika zurückgekehrt war, um gegen die zynische Verschleppungstaktik und die Manipulationen der korrupten Jurisdiktion zu protestieren. Immer wieder verhinderte diese die Bestrafung der Mörder seines Vaters, der vor über 25 Jahren von der kommunistischen Polizei umgebracht worden war. Diese 25 Jahre düsterer Machenschaften deuten an, was in vielen anderen Fällen und Schlüssel-situationen für das Funktionieren eines normalen, aber noch nicht gefestigten demokratischen Staates vor sich geht.

Allianzen mit kompromittierten Politikern (selbst mit dem infamen Ultranationalisten Corneliu Vadim Tudor, „Hofpoet“ und lyrischer Lobsänger Ceaușescu und finstere Symbolfigur für fremdenfeindlichen Hass) bewiesen die heimlichen Ambitionen und falschen Rechnungen aufseiten der arroganten Herrscher. Schließlich unterlief die Teilnahme einer neuen Generation von Wählern, besser vernetzt mit und beeinflusst von der westlichen Welt, an den Wahlen die banale Prognose eines banalen Siegs der Regierung.

Der Gewinner war, schockierenderweise, der Underdog mit einem nicht sehr ru-

mänischen Namen, obwohl auch er der inneren Vielfalt des Landes entstammt: Klaus Werner Johannis, ein früherer Gymnasiallehrer für Physik, vormaliger und sehr erfolgreich wiedergewählter Bürgermeister von Sibiu, der wunderschönen Stadt in Siebenbürgen, die unter seiner Führung Kulturhauptstadt Europas war. Die Verkörperung einer hart arbeitenden, in sich geschlossenen Minderheit, in Rumänien beheimatet seit nahezu achthundert Jahren und mittlerweile nahezu ausgestorben durch Auswanderung in die Bundesrepublik. Er gewann die Endphase der Präsidentschaftswahl mit demselben Abstand von fast zehn Prozent wie sein Mitbewerber bei seinem vorherigen Sieg über ihn.

Der 55-jährige Präsident Johannis ist nicht der typische Charismatiker wie so viele kleine und große Mitwirkende in der politischen Schmierkomödie des Landes, sondern eher der schweigsame und pragmatische Verwalter, als der er sich in seiner Stadt gezeigt hat. Im letzten TV-Duell zwischen den beiden Kandidaten war er keineswegs eindrucksvoll, verglichen mit der schlauen, eingeübten Rhetorik seines Gegenübers. Und dennoch! ...

Der neue Präsident gehört einer protestantischen Minderheit an. Der orthodoxen Kirche zum Trotz!

Die Zurückhaltung und Bodenständigkeit, das sachorientierte Herangehen an die komplizierten Fragen der Wirtschaft und der politischen Integration Rumäniens in die Europäische Gemeinschaft, das abwägende, moderate Auftreten eines Mannes des Volkes, nicht eines Sprechers im Namen des Volkes, waren wahrscheinlich die Eigenschaften, die den Ausschlag für ihn gaben. Und, wir sollten das zugunsten der rumänischen Wählerschaft betonen, wohl auch die Chance, ihre eigene, zu lange Apathie zu überwinden.

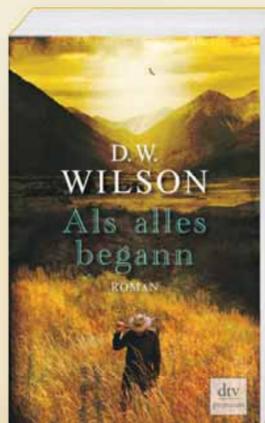
Ein rumänischer Präsident, der einer protestantischen Minderheit angehört! Und das in einem östlichen Land, in dem die orthodoxe Kirche als tragende Säule der Nation betrachtet wird! Das einzige Verbindungsglied zwischen solch einem Wunder und der hiesigen Geschichte besteht in der Erinnerung an die deutschen Hohenzollern-Könige Rumäniens, die sich als loyal erwiesen haben und als einigende Kraft.

Mehr als alles andere kann das Wahlergebnis als Gegen-Votum gedeutet werden. Gegen die wenig eindrucksvolle Bilanz der neuen „linken“ Nomenklatura an der Macht und zugleich gegen deren erbitterten politischen Feind auf der Rechten, den aktuellen autokratischen Präsidenten Traian Băsescu, der in den letzten Jahren zunehmend an Popularität eingebüßt hat. Es scheint, dass die Wähler der possenhaften und andauernden Konfrontation zwischen den beiden aktuellen Präsidenten – einer des Landes und der andere der Regierung – müde geworden sind, einer öffentlich, ja täglich sich steigernden öffentlichen Schlammschlacht auf beiden Seiten.

Der neue Präsident hat eine schwierige Aufgabe vor sich. Er muss es mit der weit verbreiteten Mafia-Mentalität im politischen Umfeld aufnehmen. Im Einsatz für einen radikalen Neuanfang, den ernsthaften Versuch, demokratisch und verantwortlich zu regieren, hat er zugleich eine ebenso drastische Kehrtwende hin zu einem funktionierenden Rechtssystem zu meistern. Wir können nur hoffen, dass Präsident Johannis bereit und fähig ist, dem Land neue große Nachrichten zu bringen.

Der Schriftsteller Norman Manea, geboren 1936, verließ Rumänien 1986 und lebt seitdem in den USA. Zuletzt erschien von ihm auf Deutsch der Band „Gespräche im Exil“ (2011). Deutsch von Christopher Schmidt

Väter und Söhne



Ü: Eike Schönfeld Deutsche Erstausgabe
368 Seiten € 16,90
Auch als eBook erhältlich

Eigentlich hat Alan Wichtigeres zu tun, als in diesem Sommer durch die brennenden Rockies zu fahren: nämlich endlich die Abschlussarbeit und sein Liebesdrama mit Darby zu beenden. Doch dann erleidet sein Großvater einen Herzinfarkt und möchte nach 30 Jahren noch einmal seinen Sohn Jack, Alans Vater, sehen ...

»Ein mitreißender Roman von verschlossenen Menschen und großen Gefühlen.« *The Guardian*

www.dtv.de

